

Michael Braun

Das richtige Leben im falschen.

Andreas Maier:
Das Kirillow-Syndrom.
Roman. Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main 2005,
352 Seiten, 19,80 Euro.

Als Burkhard Spinnen, Träger des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung von 1999, Andreas Maier vor fünf Jahren auf der Autorenwerkstatt der Konrad-Adenauer-Stiftung in Cadenabbia kennen lernte, war der 1967 in Bad Nauheim geborene Autor noch ein unbeschriebenes Blatt im Literaturbetrieb, hatte aber den Tisch voller Manuskripte und den Kopf voller Pläne. Kurz darauf war er, auf Spinnens Empfehlung, beim Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb und gewann mit der grotesk-realistischen Kurzgeschichte *Diagnosestunde* den Ernst-Willner-Preis. Sie ist Teil des Romans *Wäldchestag*, für den Maier mit weiteren Preisen bedacht wurde, unter anderem mit dem *aspekte*-Literaturpreis für das beste deutschsprachige

Prosadebüt des Jahres 2000. Dem Debütroman folgte *Klausen* (2002), dem die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* den Aufmacher ihrer Buchmessenbeilage widmete.

Das Erfolgsgeheimnis

Eine derartige Erfolgsgeschichte hatte es bislang lange nicht (zumindest seit dem Auftreten Durs Grünbeins) gegeben. Was war das Geheimnis von Maiers Erfolg? Die Kritiker machten Thomas Bernhard, über dessen Prosa der Autor eine brillante Dissertation geschrieben und im letzten Jahr publiziert hat, immer wieder als stilistisches und thematisches Vorbild namhaft. Die Hassliebe zur Heimat, die Neigung zur grotesken Beschreibung, das Problem eines wahrheitsbereiten Bewusstseins in einer gleichgültigen Gesellschaft und nicht zuletzt der insistierend konjunktivische Stil, in dem Maiers Debütroman durchgängig erzählt wird: All dies erinnert in der Tat an den österreichischen Übertreibungs-

künstler. Und doch ist Maier weit von bloßer Epigonalität entfernt. Mit dem grotesken Heimatroman hat er der jüngeren deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ein Genre erschlossen, in dem sich mit ähnlichem Erfolg zuletzt etwa Arnold Stadler hervorgetan hatte. Die Zutat, mit der Maier dieses Genre verfeinert, ist eine radikale Sprachkapsis. *Wäldchestag* und *Klausen* sind Romane über das Gerede der Leute, Lehrstücke über das Gerücht, Anleitungen zur Kritik des kommunikativen Handelns. Immer geht es um die verheerenden Folgen, die das aus Spekulationen, Missverständnissen, Unterstellungen, Lügen bestehende Sprachchaos auslöst, sei es im Umfeld der hessischen Regionalfeierlichkeiten des *Wäldchestag* oder in der Südtiroler Ferien-idylle des *Klausen*. Kurzum: Maier erneuert den Heimatroman als philosophisch-sprachskeptische wie auch als politische Gattung.

Auch Andreas Maiers dritter Roman handelt von dem Verlust von Wahrheit in der Kommunikation, ist aber diesmal aus der Provinz in der Großstadt angelangt. An der Peripherie des Frankfurter Universitätscampus verfolgt der Erzähler die wahlverwandten Studenten Frank Kober und Julian Nagel auf ihrer Suche nach dem Sinn des Lebens. Was die Handlung in Gang bringt, ist eine Gruppe von Russlanddeutschen, die sich zu dem Freundeskreis gesellt und das Selbstbild der jungen Deutschen ebenso wie deren Bilder von Fremden gründlich durcheinander schüttelt. Schon das Haus in der Kellerstraße, in dem Kober wohnt, hat viele Leichen im Keller: die „höllische“ Version der Lindenstraße in Frankfurt. Die Bewohner leben von Gerüchten, fürchten sich vor „Ratten“ und sind froh, dass sie „diese Russen im Haus“ am Ende wieder los sind. Wahrheit, oder was man für wahr hält, wird in den Meinungen der Beteiligten bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Erzähler setzt dabei augenzwinkernd auf die Erfahrungswerte seiner Leser. Als Kober sich auf einem Empfang von Julians Vater, dem hessischen Landtagsabgeordneten und hohen Ministerialbeamten Nagel, auf groteske Weise

eine Selbstverletzung bringt, heißt es: „Was aus dieser Geschichte noch am Abend im Saal (und in den nächsten Tagen sowohl in den Mündern der Eppsteiner als auch im Wiesbadener Plenarsaal) gemacht wurde, kann man sich denken, man muss nur einzelne Wörter aus jenen Sätzen herausnehmen, neu kombinieren und einige ähnlich klingende hinzuerfinden, man muss das alles nur mit rechter Redundanz tun, und schon hat man die Gespräche zusammen ...“

Nach dem Ende der Utopien

Das Zentrum der Gespräche ist ein geheimnisvoller Brief eines gewissen Andrej Kirillows aus Chabarowsk, eingeschmuggelt von den russischen Freunden (und von Dostojewski, aus dessen Roman *Die Dämonen* der Name stammt). Darin wird alles Unglück auf das allgemeine Streben der Menschen nach Glückseligkeit zurückgeführt. Kritik an Konsumterror, „Wachstum und Wohlstand“ geht mit Globalisierungs- und Totalitarismusängsten eine diffuse Mischung ein. In diesem anarchischen Weltentwurf bleibt dem Einzelnen nur die Wahl, wie Sisyphos oder wie ein Märtyrer zu enden. Als solche findet man die Freunde im spannenden

Schlusskapitel des Romans, das die Sitzblockaden der Demonstranten gegen die Castor-Transporte bei Gorleben beschreibt. Hier wird der Erzähler zum Forscher und Reporter. Unkenntnis und Irreführung der Öffentlichkeit über die Lagerung der Castoren hat Andreas Maier selbst einmal in einem Aufsatz über die „Legende vom Salzstock“ enthüllt (nachzulesen auf seiner homepage www.kirillow.de).

Mit Geschick und Ironie, ohne die üblichen Konzessionen an die Spaßgesellschaft, beschreibt Andreas Maier die Welt junger Sinnsucher nach dem Ende der Utopien. Ihr Ziel ist das, was Adorno das richtige Leben im falschen nannte. Sie können es aber nicht einmal mehr benennen. Kirillow ist dafür das Syndrom. Es steht für die tragikomische Erkenntnis des falschen Lebens: der verfehlenden Kommunikation, des Missverständnisses als Programm, des Lebens im Hamsterrad. Aber auch für die Hoffnung auf einen Restoptimismus trotz oder besser wegen aller Katastrophen. Sonst gäbe es in einer Welt, die an Lösungen und Erlösen, nicht aber an Erlösung interessiert ist, wirklich keine Alternativen mehr.